

Identität: Endstation der Geschichte oder eine endlose Geschichte?

*Leben, einzeln und frei wie ein Baum
und geschwisterlich wie ein Wald:
Das ist unsere Sehnsucht.*

In diesen Zeilen des wohl bekanntesten Dichters türkischer Sprache, Nazim Hikmet, stellen das Individuum und das Kollektiv keinen Gegensatz mehr dar: Baum *und* Wald als Sehnsucht. Sehnsucht schafft eine neue und offene Identität. Gleichsam spricht hier der Dichter im Namen einer politischen Identität – Nazim Hikmet war ein Kommunist, die klassenlose Gesellschaft war seine Sehnsucht. Für seine Identität und für seine Sehnsucht mußte er ein Leben hinter Gittern in Kauf nehmen.

Im Namen der Identität werden Kriege geführt und Grenzen abgeschottet, gleichsam dient sie emanzipatorischen Bewegungen als wirksames Mittel. Identitäten sind in gewisser Weise Namen, die Eigennamen nicht ersetzen, ihnen vorausgehen und in ihnen weiterleben. Sie verwandeln Individuen in kollektiv verfaßte Subjekte. Und aus Subjekten machen sie feststellbare soziale Größen und mobilisierbare Massen.

Im vorliegenden Essay will ich der Frage nachgehen, wie Identitäten entstehen, welche allgemeine Struktur sie aufweisen – und ob es ein Jenseits der Identität geben kann? Folgende Frage wird dabei als Leitfaden dienen: Stellt Identität die Endstation der Geschichte dar, oder ist sie eine endlose Geschichte?

Name als Omen

Nomen est omen – ein Spruch, der vieles verheißt, aber nicht gänzlich stimmt, zumindest nicht in dem Sinne, wie er sprichwörtlich gebraucht wird. Namen sind keine Vorzeichen oder Vorwegnahmen.¹ Das muß betont werden, weil es

tatsächlich Zeiten gab, in denen eine Analogie zwischen dem Namen und dem Benannten angenommen wurde – im Mittelalter nannte man die Suche nach dieser analogen Verbindung Etymologie.²

Ödipus war nach seinem angeschwollenen Fuß genannt, die meisten Eigennamen des Alten Testaments weisen Bedeutungen auf, die im biographischen Zusammenhang mit den NamensträgerInnen standen, und Paracelsus führte in seiner Prädestinationstheorie die Namen von Kräutern auf ihre Fähigkeit zu heilen zurück: Augentrost, Feigwarzenkraut und Blutwurzeln mußten so heißen, da sie dazu vorbestimmt waren, Augenkrankheiten und Feigwarzen zu heilen bzw. Blut zu stillen.³

Heute kann man Eigennamen nicht mehr wörtlich nehmen, sie stellen kein Thema für die Semantik dar. Sehr wohl spielen sie jedoch *semiologisch* eine relevante Rolle. Zunächst einmal drückt sich in jeder Taufe ein Wunsch aus, oder eine Sehnsucht. Der häufigste männliche Name in der Türkei, der in kinderreichen Familien dem aktuellen Neugeborenen gegeben wird, ist *Yeter* – frei übersetzt: „Es reicht!“ Hier sagt der Eigenname nichts über die Person aus, die so heißt, dafür einiges über die Sehnsucht der Eltern nach einem natürlichen Ende des Nachwuchses.

Derselbe Name, der in der Türkei an die armen Eltern des „Es reicht!“ denken läßt und ein Schmunzeln auslöst, kann allerdings in einem europäischen Land, wo der Terminus „Überfremdung“ auf der Tagesordnung steht, eine völlig neue Dimension ins Spiel bringen. *Yeter* ist ein

türkischer Name, also ist der Junge kein Inländer, sondern Türke, also ist der Name ein Omen – schon kann die ganze Maschinerie der Niederlassungs- und Arbeitsbewilligungen, der Sonderschulen und Kopftuchdebatten, der Lokalverbote und Abschiebungsverfahren losgehen. Aber strenggenommen ist dieser Name kein Omen, sondern wird erst durch Fremdzuschreibung, oder besser: durch eine „zweite Benennung“ zu einem Omen. Nicht die Fügung, der letzte Sohn einer vom Nachwuchs geplagten Familie zu sein, stigmatisiert nun den Namensträger, sondern seine ethnische oder nationale Herkunft.

Nähern wir uns diesem Fall von der anderen Seite an. Wenn eine seit Generationen in Österreich ansässige Familie, die aus der Türkei stammt, ihr jüngstes Mitglied mit einem türkischen Namen versieht (etwa mit Yeter), dann ist Selbstzuschreibung am Werk, eine erste Benennung, ein „Urname“, der ein ethnisches oder nationales Omen darstellt. Auch hier steht nicht der Wunsch im Vordergrund, keine Kinder mehr kriegen zu wollen, sondern dem Kind in der „Diaspora“ einen Namen zu geben, der ethnische oder nationale Konnotationen besitzt.

Mit diesen beiden Komponenten der Namensgebung, der Fremd- und der Selbstzuschreibung, befinden wir uns im tristen Feld der Identität.

Namen in Erdsee

In Ursula Kroeber LeGuins Fantasy-Tetralogie „Erdsee“⁴ wird eine Archipelwelt beschrieben. Die auf allen Inseln verbreitete Kosmologie verweist auf eine Ursprache, die nach der Entstehung der Welt gleichermaßen von Drachen und von Menschen gesprochen wurde und im Laufe der Zeit verlorenging – aber phonetische und etymologische Spuren hinterließ. Die Zauberer spielen von der Medizin bis hin zur Religion in fast allen Lebensbereichen des Archipels eine zentrale Rolle. Sie besitzen mehr oder

weniger die Fähigkeit, die Namen der Dinge in der Ursprache zu kennen, Gegenstände, Naturelemente und Drachen mit diesen Namen anzusprechen und sie sogar zu beherrschen.

Die Menschen bekommen in Erdsee während ihrer gesamten Lebensdauer drei verschiedene Namen: Nach der Geburt wird das Kind provisorisch benannt, für rein kommunikative Zwecke. In seinem dreizehnten Lebensjahr bekommt es dann seinen „wirklichen“ Namen, den ihm ein Zauberer ins Wort flüstert und niemand mehr erfahren darf. Um das Geheimnis zu hüten, nimmt das heranwachsende Kind einen dritten Namen an, einen Spitznamen, auf den es bis zum Lebensende hören wird und der – so wie der Name von Ödipus bzw. die Pflanzennamen bei Paracelsus – auf bestimmte Eigenschaften von ihm zurückgeht. Der wirkliche, zweite Name muß geheim bleiben, denn Namen der Ursprache bedeuten in Erdsee Macht. Jemanden dort mit dem wirklichen Namen anzusprechen heißt, ihn zu beherrschen, ihm jene schützende Ignoranz der Gegenwart zu entreißen, in welcher die Wirklichkeit, also die Ursprache, in Vergessenheit geraten ist. Dieser Name korrespondiert mit einer Vergangenheit, die es vielleicht niemals gegeben hat, aber die Quelle jeder Macht bildet.⁵

In LeGuins Archipelwelt können alle drei Namen dazu verwendet werden, eine Person „anzurufen“⁶; die Anrufungskraft und ihr Wirkungsbereich sind jedoch jeweils unterschiedlich. Der erste Name rekurriert auf die eigene Geschichte: Erinnerungen an die Kindheit, Nostalgie und Wünsche der Eltern. Zugleich wird darin eine Sprachauffassung manifest, die als nominalistisch bezeichnet werden kann: der Name als bloße Konvention. Im dritten Namen entfällt die Retrospektive, nicht die persönliche Erinnerung wird darin verheißen, sondern das Soziale: Die Person heißt so, wie sie zumeist wahrgenommen wird. Der nominalistische Anteil ist auch in diesem dritten Namen vorhanden. Nur der zweite, auf

eine *nicht selbst erfahrene* Vergangenheit verweisende Name hat die Kraft, die angerufene Person beherrschbar zu machen. Der zweite Name ist ein Omen, mehr noch: Er ist das Wesen jener Person, die ihn trägt. Hier gibt es eine magische Beziehung zwischen dem Namen und dem Benannten, die jedem Menschen eignet, aber ihn zugleich verwundbar macht. Der zweite Name ist die Achillesferse jedes Menschen. Solange man ihn geheimhalten kann, also das eigene „Wesen“ schützen kann, ist man in Sicherheit. Sobald man aber von einem anderen Menschen mit diesem Namen angesprochen (angerufen) wird, ist man ausgeliefert.

Im zweiten und dritten Namen der Erdsee-BewohnerInnen finde ich die beiden Komponenten jeder Identität wieder: Fremd- und Selbstzuschreibung. Gleichsam kommt hier ein neuer Aspekt zum Ausdruck, der das Wesen, die Vergangenheit und die Mythologie berührt. Ich will diesen Aspekt *essentialistischer Teil* der Identität nennen und ihn ihrem *konstruktivistischen Teil* gegenüberstellen.

Zweisprachige Ortsnamen

Der Artikel 7 des Staatsvertrages von Wien aus dem Jahre 1955 enthält eine Reihe von Bestimmungen zum Minderheitenschutz. Einen wichtigen Teil davon machen Sprachregelungen aus, die nebst Behörde Bereiche wie Bildungseinrichtungen und topographische Aufschriften betreffen. Demnach sollen in den Gemeinden und Ortsteilen, in denen die kroatische bzw. die slowenische Minderheit beheimatet ist, zweisprachige Ortstafeln angebracht werden.

In den Folgejahren nach der Vertragsunterzeichnung geschah kaum etwas bezüglich der Anbringung zweisprachiger Aufschriften, bis die slowenischen Organisationen 1972 die Durchführung dieser Bestimmung in 205 Kärntner Ortschaften durch ein „Ortstafelgesetz“ erreichten.⁷ Die anschließenden Ereignisse, die unter dem unrühmlichen Titel

„Ortstafelsturm“ in die Geschichte der Zweiten Republik eingingen, sind wohlbekannt: Deutschnationale Gruppierungen zerstörten etwa die Hälfte der zweisprachigen Ortstafeln, es kam zu Ausschreitungen – und in weiterer Folge zum Volksgruppengesetz vom 7. Juli 1976. Obwohl im letzteren neugeregelt, wurde die vollständige Durchführung der topographischen Bezeichnungen – wie die meisten anderen Bestimmungen des Artikel 7 bzw. des Volksgruppengesetzes – für Jahrzehnte auf Eis gelegt.

Dann kam die schwarz-blaue Regierung und stellte im Juli 2000 im Burgenland quasi eigenhändig die zweisprachigen Ortstafeln auf; in Kärnten ist derzeit ein ähnlicher Prozeß im Gange. Zudem wurde eine Vorlage für die „Staatszielbestimmung zu Schutz und Förderung der österreichischen Minderheiten“ im Nationalrat beschlossen – ein Passus mit Verfassungsrang, den die VolksgruppenvertreterInnen seit einigen Jahren forderten. Damit nicht genug: Landeshauptmann Jörg Haider wurde in den letzten Monaten nicht selten dabei gesichtet und gehört, als er so manche Ansprache in Kärnten in – freilich auswendig gelerntem – Slowenisch begann.

Wie kommt es, daß gerade eine Regierung, der bereits vor der Aufnahme der Staatsgeschäfte minderheitenfeindliche Gesinnung attestiert und die vom sogenannten Weisenrat bezüglich ihrer Minderheitenpolitik einer Prüfung unterzogen wurde, langjährige Hauptforderungen der Volksgruppen erfüllt? Woher weht diese minderheitenfreundliche Brise? Die naheliegende Antwort, die auch am häufigsten gegebene, lautet, daß die Regierung just unter der europäischen Beobachtung diese Herzeige-Politik betreiben müsse, daß symbolische Akte dieser Art keine politische Bedeutung hätten und daß seit dem Regierungswechsel eine Reihe von Verschlechterungen – besonders in der Subventionsvergabe – auch in Minderheitenbelangen zu beobachten sei.

Wiewohl alle diese Argumente stimmen mögen – die aktuelle Durchführung der Ortstafelbestimmungen und ähnlicher Minderheitenschutzregelungen verweist primär auf eine Auffassung von Minderheitenpolitik, von Minderheit und von Identität. Eine Auffassung, die besonders Freiheitliche und äquivalente europäische Rechtsparteien mit nicht wenigen VertreterInnen der Minderheiten teilen, obwohl sie diametral entgegengesetzte politische Ziele verfolgen. Der Aufstellung der zweisprachigen Ortstafeln gebührt in diesem Zusammenhang größere Aufmerksamkeit, zumal sie in der Tat einen Signifikanten darstellt – aber nicht nur, wie gemeinhin angenommen, als ostentatives Symbol einer Regierungspolitik mit minderheitenfreundlichem Antlitz, sondern als Signifikant einer bestimmten Ausrichtung der Identitätspolitik.

Spieglein an der Wand

Warum wollen Minderheiten zweisprachige Ortstafeln aufstellen? Die offizielle Bezeichnung einer von Minderheitenangehörigen bewohnten Ortschaft in der Minderheitensprache kann einerseits die Anerkennung dieser Sprache durch Staat und Mehrheit symbolisch signalisieren. Sie kann andererseits als Bestandteil jener Maßnahmen betrachtet werden, die dazu dienen sollen, die Minderheitensprache vor dem Verlorengehen zu schützen. Eine Sprache, die hauptsächlich in der Küche gesprochen wird, kann auf Dauer nur noch Speisen und deren Zutaten bezeichnen. Ein politisches Gespräch kann in dieser Sprache irgendwann einmal nicht mehr geführt werden. Daher muß man diese Sprache (diese Identität) vor der Assimilation schützen; zweisprachige topographische Aufschriften sind Teil des Minderheitenschutzes.

Warum stimmt etwa die FPÖ zweisprachigen Ortstafeln – obwohl sie beileibe kein optimales Symbol ihrer Politik darstellen – zu? Minderheitenschutz, vor

allem Schutz vor der Assimilation, ist eine Maßnahme, die sowohl bei den Freiheitlichen als auch bei anderen „postmodernen“ Rechtsparteien auf Zustimmung stößt, weil diese Parteien ebenso wie die Minderheiten keine Assimilation, *keine kulturelle Vermischung* wollen. Die anti-slowenische oder anti-kroatische Hetze mag zur lokalen Stimmungsmacherei dienen; Schutz vor kultureller Vermischung stellt ein höheres Ideal dar für das *segregativ-kulturalistische* Gesellschaftsmodell, dem auch die Haider-Mölzersche „Bewegung“ verpflichtet ist. Das Paradigma der Assimilation hat ausgedient, Ethnopluralismus heißt das neue rechte Konzept. Zweisprachige Ortstafeln dienen in dieser Perspektive als Stigma; sie zeigen auf, daß in der nämlichen Ortschaft eine *andere* Kultur beheimatet ist, mit der man zwar Tür an Tür leben, sich aber nicht vermischen darf.

Schutz des Eigenen ist ein zweiseitiges Messer, zumal es sich bei den Anderen auch jeweils um ein Eigenes handelt. Hier fällt die Identitätspolitik der Minderheit mit der radikalen Identitätspolitik der Mehrheit zusammen – letztere nenne ich deswegen radikal, weil die Mehrheit im „Normalfall“ keiner eindeutigen Identität bedarf, solange sie sich selbst als „Normalfall“ definieren kann. Maurice Aymard bringt es auf den Punkt:

„Das Anderssein wird immer nur bei den andern akzeptiert, und zwar je nachdem, wie anders sie sind, so daß der Unterschied unsere Identität bestätigt, ohne sie zu gefährden.“⁸

Minderheiten sind ein Negativspiegel für die Mehrheit, in dem sie sich als die Schönste betrachten kann, zumal das, was sie im Spiegel sieht, immer die Anderen sind. In Zeiten identifikatorischer Krisen, wenn im Spiegel – um aus dem ersten Korintherbrief zu zitieren – „nur rätselhafte Umrisse“ zu sehen sind, steigt die Nachfrage für radikale Identitätskonzepte von Mehrheit. Nietzsche machte sich – in

einer Zeit, die für den Aufbau des deutschen Nationalstaates von großer Bedeutung war – über Goethes großzügige Zeilen lustig, die angeblich so undeutsch sein wollten, allerdings die deutsche Sehnsucht nach Identität direkt ins Herz trafen:

„Ein Deutscher, der sich erdreisten wollte, zu behaupten ‘zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust’ würde sich an der Wahrheit arg vergreifen, richtiger, hinter der Wahrheit um viele Seelen zurückbleiben. Als ein Volk der ungeheuerlichsten Mischung und Zusammenrührung von Rassen, vielleicht sogar mit einem Übergewicht des vor-arischen Elements, als ‚Volk der Mitte‘ in jedem Verstande, sind die Deutschen unfäßbarer, umfänglicher, widerspruchsvoller, unbekannter, unberechenbarer, überraschender, selbst erschrecklicher, als es andre Völker sich selber sind (...). Es kennzeichnet die Deutschen, daß bei ihnen die Frage ‚was ist deutsch?‘ niemals ausstirbt.“⁹

Heute fragen die Deutschen weniger „Was ist deutsch?“; vielmehr befassen sie sich – im Chor aller europäischer Staaten – mit der Frage, wer ein *Europäer* sei. Als Negativspiegel dient hier der „Drittausländer“.

Imaginierte Erinnerung und ortlose Zukunft

Führen wir die Namen zusammen; den Namen als Omen, die drei Eigennamen in Erdsee und die zweisprachigen Ortsnamen: Wir erhalten ein komplexes Gebilde von Benennungen, in dem Wünsche, Sehnsüchte und retrospektiver Gemeinsinn gleichermaßen aktiv sind wie Stigmatisierung, Ausschluß und Benachteiligung. Dieses Gebilde heißt *Identität*.

Bereits auf den ersten Blick wird deutlich, daß es sich bei dieser Art Benennung – wenn nicht schon bei *jeder* Benennung – um Terraingewinn, um Steigerung der Verletzbarkeit des Gegners, um seine Unterordnung und Verfügbarkeit handelt; kurz: um die *Kunst der Beherrschung*, womit Politik – im Sinne Nietzsches –

genealogisch zu umschreiben ist. Doch springen in diesem Gebilde auch Anstrengungen ins Auge, die Abwehr, Solidarität, Bildung eines eigenen Terrains und Selbstschutz betreffen; kurz: die *Kunst des Nicht-Beherrschtwerdens*, womit Gegenpolitik bzw. Widerstand – im Sinne Foucaults – genealogisch zu umschreiben ist. Identität ist gewissermaßen der Schauplatz, auf dem Macht und Widerstand, Politik und Gegenpolitik, Beherrschung und Nicht-Beherrschtwerden aufeinander prallen. Zugleich ist sie ein soziales schwarzes Loch, in dem der Unterschied zwischen Macht und Widerstand, dem Eigenen und dem Anderen durch die übersteigerte Anziehungskraft eingeebnet wird, wenn man ihr, der Identität, zu nahe kommt.

Identität ist das Schlüsselwort unserer Gegenwart. In ihrem unabgeschlossenen Raster werden Differenzen in Ähnlichkeiten umkodiert; im politischen Aktionsradius der Identität vermischt sich jeder Blick in die Zukunft mit einer imaginierten Erinnerung und jede Rückschau mit einer ortlosen Zukunft. Identität ist Utopie und Topos, Transzendenz und Verortung, Ausgang und Ziel, Sehnsucht und Sucht zugleich.

Dabei ist eine große Portion Homonymie im Spiel. Unter Identität wird gerne vieles und alles verstanden. Im strengen Sinne hat die philosophisch-logische Tradition der Beschäftigung mit Identität kaum etwas mit der sozialwissenschaftlichen Identitätsforschung gemein, die ein Kind des 20. Jahrhunderts ist. Der langzeitige Parallelverlauf dieser unterschiedlichen Forschungsstränge steuert allerdings seit einigen Jahren auf sein Ende zu; die sozialwissenschaftliche Suche nach Identität mit ihrer gesamten normativen Ausrüstung fand bereits Eingang in die Philosophie, und spätestens mit Derridas *Grammatologie* ist das Thema auch wieder hochphilosophisch.

Dennoch – oder deswegen – dürfte eine nach semantischen und funktionalen

Gesichtspunkten durchgeführte Differenzierung des Begriffs von Nutzen sein.¹⁰ Demnach kann das Wort *Identität* alle folgenden Bedeutungen haben:

1. Aussagen über Gleichheitsrelationen (a = a oder die Rede von zwei Exemplaren desselben Buches etc.). Im Zentrum dieser Aussagen steht das Wort *ident*.
2. Verortung einer Person (eines Gegenstands) gegenüber anderen Personen (Gegenständen) in einem zeitlichen Kontinuum. Relationen gegenüber einem Kollektiv oder einer Institution wie Zugehörigkeit, Angehörigkeit oder Mitgliedschaft gehören in diese Bedeutungsfacette. Im Zentrum steht hier das Wort *identifiziert*.
3. Forensisch-juridische Informationen über eine Person, die etwa in Dokumenten verkörpert werden, die diese Person *ausweisen*.
4. Lebenszyklische, *entwicklungspsychologische* Beschreibung von Prozessen, in denen eine Person sich selbst in ihrem sozialen Umfeld wahrnimmt. Die pathologische bzw. therapeutische Dimension steht hier im Vordergrund.

Es wird ersichtlich, daß in meinen bisherigen Ausführungen die zweite Bedeutung des Identitätsbegriffs im Vordergrund stand – die reflexive Beziehung der Individuen zu Kollektiven, Konventionen und Institutionen, aus der sich Momente der Identifikation herauskristallisieren: Das Individuum *identifiziert sich* mit einem Kollektiv und benennt sich nach ihm, oder das Individuum *wird identifiziert* als Mitglied eines Kollektivs und wird nach ihm benannt.

Dieser Prozeß verläuft aber nicht so chronologisch oder säuberlich getrennt, wie uns die vereinfachende Definition nahelegen mag. Identität ist *immer schon* existent, wir sind immer schon *in Identität*. Bereits mit der Feststellung unseres Geschlechts betreten wir – mittlerweile im Mutterleib – das Gebiet der Identität; dann bekommen wir einen Namen, eine Natio-

nalität, später einen Beruf: Bestandteile der Identität. Zudem fließen in der Praxis das Identifiziertwerden und das Sichidentifizieren ineinander. Selbstbenennung ist das Kind der Fremdbenennung und vica versa.

Die Matrix der Identitäten

Gibt es also eine allgemeine Matrix, der jede einzelne Identität entspringt? Hat die „Grammatik“ der Identitäten eine Tiefenstruktur? Ohne die singularen Ausformungen der Identifikation ausblenden, ohne das Ereignishafte einzelner Identitäten einebnen zu wollen, möchte ich diese Fragen bejahen.

Das, was ich den *essentialistischen* Teil der Identität genannt habe, finden wir in jeder Identitätspolitik wieder. Demnach geht eine Identität auf „objektive“, d. h. auf mehr oder weniger unveränderliche Eigenschaften, anthropologische, biologische oder soziale Differenzen zurück. Hautfarbe ist in dieser Perspektive ebenso ein unveränderliches objektives „Zeichen“ wie Geschlecht oder ethnische Zugehörigkeit. Der *konstruktivistische* Teil der Identität erblickt hingegen in diesen identitätsstiftenden Eigenschaften / Differenzen soziale (sprachliche, politische, wissenschaftliche etc.) Konstrukte, die formuliert und geschaffen, folglich auch veränderbar sind. Daraus folgt ein skeptischeres, eher pragmatisches Verhältnis gegenüber der Identitätspolitik, die solche Eigenschaften / Differenzen als das Eigene ins Zentrum rückt und das Andere ausschließt.

Aktuelle theoretische Debatten zwischen essentialistischen und konstruktivistischen Positionen – insbesondere in den Gender Studies – gründen auf diesen beiden gegensätzlichen Perspektiven. Die amerikanische Philosophin Seyla Benhabib hat vorgeschlagen, die methodologischen Komponenten „Beobachter“ und „Teilnehmer“ heranzuziehen, um die Dichotomie „Essentialismus / Konstruktivismus“ bezüglich der Identität aufzuheben. Sie weist darauf hin, daß wir zwar

als beobachtende TheoretikerInnen in den Identitäten soziale Konstrukte erblicken sollten. Als teilnehmende Mitglieder einer Bewegung aber würden wir vornehmlich durch den Glauben an eine essentialistisch aufgefaßte Identität motiviert werden können.¹¹

Ich habe deswegen von essentialistischen bzw. konstruktivistischen *Teilen* (und nicht von Auffassungen) gesprochen, weil ich einen Schritt weitergehen und behaupten möchte, daß jede Identität beide dieser entgegengesetzten Auffassungen *in sich* trägt. Der Grund dafür liegt in der nämlichen Matrix, der einzelne Identitäten entspringen. Mit den folgenden deskriptiven Thesen will ich diese Matrix einkreisen:¹²

Identitäten

1. kulminieren zwar im Subjekt und sind *subjektive* Gebilde; dennoch verbinden sie Subjekte mit Kollektiven auf eine Weise, die „objektiv“ genannt werden und nicht auf subjektive Intention zurückgeführt werden kann;
2. entstehen im Rahmen eines Frage-Antwort-Prozesses, den ich *Provokation* nennen möchte;
3. bilden sich um eine Achse, die zustande kommt, indem die vielfältigen Differenzen zwischen Individuen temporär auf *einige wenige Differenzen* reduziert werden (Kodifizierung von Differenzen)¹³;
4. sind zwar vielschichtige Gebilde („multiple Identitäten“), funktionieren dennoch in einem *hierarchischen* System, in dem einzelne Differenzen senkrecht auf der Identitäts-Achse geordnet werden (Geschlecht vor Beruf, Beruf vor Brilletragen etc.);
5. sind *relationale* Benennungen.

Endstation Sehnsucht

In allen diesen Merkmalen ist das „Wesen“ der Identität, das wie der zweite („wirkliche“) Name in Erdsee fungiert, eng verzahnt mit dem sozial konstruierten Aspekt der Identität, der eher dem dritten („sozialen“) Namen ähnelt. Wären die

Identitäten tatsächlich bloß essentielle Gebilde, würden nicht stets neue Identitäten auftreten, die ältere ablösen und *dieselben* Individuen erfolgreich anrufen. Wären Identitäten hingegen bloße Konstrukte ohne jede Referenz auf „objektive“ Differenzen, würde der Effekt der *Wiedererkennung*, wodurch die Anrufung „greift“, nicht eintreten. Die Stärke der identifikatorischen Gebilde liegt darin, einzelne Personen auf eine Weise anzurufen, daß sich diese einzigartig wähen, als einzige Adressatinnen des Vokativs. Gleichsam ruft Identität einzelne Personen als Angehörige eines Kollektivs an, so daß sie sich als Teil einer Solidargemeinschaft wähen. Außerdem ist jede Identität – wie bereits geschildert – gleichermaßen Fremdzuschreibung und Umwandlung des fremdzugeschriebenen Namens in eine Selbstbenennung. Identitäten können diese Effekte nur dann zeitigen, wenn sie – als Konstrukte – essentielle Referenzen einbinden können.¹⁴

Eine Identitätspolitik ist dann erfolgreich, wenn sie – analog zum dualen Charakter der Identitäten – vage Sehnsüchte aus einer imaginären Vergangenheit ableiten kann. Damit erhebt sich jeder mobilisierende Name zur Endstation der Geschichte; er suggeriert, daß der weitere Verlauf der Geschichte davon abhängt, wie erfolgreich sich die Sehnsüchte, die mit diesem Namen zusammenhängen, durchsetzen und verwirklichen lassen. Das gilt für radikale nationalistische und religiöse Bewegungen mit einer rückwärtsgewandten Identität ebenso wie etwa für jene fortschrittsgläubige Identität, die Baum und Wald zugleich sein wollte.

Identitäten sind aber nicht Endstation der Geschichte, denn ihre eigene Geschichte weckt den Anschein, endlos zu sein. Es ist schwer, die Frage zu beantworten, seit wann Individuen auf identifikatorische Anrufungen hören – vielleicht schon immer. Identität ist nichts Neues, wenn auch ihr gegenwärtiges Erwachen dies nahelegen mag. Wir befanden uns wahrscheinlich immer schon im Zeitalter

der Identitäten. Was heute abhanden gekommen ist und – so die Diagnose von Ernesto Laclau – Identitäten in ihrer rohen Nacktheit sichtbar werden läßt, ist der Glaube an das universale, autonome und vernunftgeleitete Subjekt (das selbst immer eine Identität war). Der „Tod des Subjekts“ und das wachsende Interesse an den vielfachen Identitäten bilden kein Paradoxon, sondern ein Kontinuum:

„Vielleicht war der Tod *des* Subjekts (‘with a capital S’) die wichtigste Voraussetzung dieses wiedererwachten Interesses an der Frage der Subjektivität. Es ist vielleicht die tiefe Unmöglichkeit, die konkreten und begrenzten Äußerungen einer mannigfaltigen Subjektivität weiter auf ein transzendentes Zentrum zu beziehen, die es möglich macht, unsere Aufmerksamkeit auf die Vielfalt selbst zu konzentrieren.“¹⁵

Dennoch gibt es, zumindest theoretisch, ein Jenseits von Identitäten. Als Schluß-

wort ziehe ich die erstgenannte Bedeutung des Identitätsbegriffs heran: *ident*. Eine Identität, die nicht Ausschluß des Anderen sein will; eine Identität, die den Zustand des mit sich selbst *Ident-Seins*, ein *nicht ausschließendes Eigenes* erreichen will, kann nicht *im* Rahmen der *Identifikation* entstehen.

Eine solche Identität – die gewissermaßen eine regulative Idee bleiben muß – kann allerdings nur *aus* dem Rahmen der Identifikation heraus entstehen. Denn identifizierte und identifizierende Namen sind Orte und Träger von Machtkämpfen. Und keine Zukunft kann außerhalb dieser Kämpfe gestaltet werden.

Aber nicht die *Identitätspolitik* führt gestaltend aus ihnen heraus, sondern eine *Identitätskritik*. Das ist allerdings eine andere Geschichte.

Anmerkungen:

¹ Im Original, bei Plautus, heißt der Satz auch anders: *Nomen et omen*, Name und zugleich Vorzeichen. Gemeint sind also Einzelfälle, in denen sich die Bedeutung eines Namens zufällig mit einer bestimmten Eigenschaft der benannten Person deckt. Aber nicht alle Namen und nicht alle Eigenschaften.

² Vgl. Hennig Brinkmann: *Mittelalterliche Hermeneutik*. Darmstadt 1980: 154-162; Hakan Gürses: *Libri catenati. Eine historisch-philosophische Untersuchung der Sekundärdiskurse*. Wien 1996: 43-47.

³ Vgl. Theophrastus Paracelsus: *Magia naturalis*. In: ders., *Gesammelte Werke* Bd. 5. Darmstadt 1968: 127.

⁴ Ursula Kroeber LeGuin: *Erdsee*. Stuttgart / Wien 1995.

⁵ In vielen Märchen und Mythen finden wir die Figur des geheimgehaltenen und „verbotenen“ Namens wieder. Spannend ist in diesem Zusammenhang der Bericht von Claude Lévi-Strauss über die Nambikwara und Jacques Derridas Kritik daran: Vgl. Jacques Derrida: *Grammatologie*. Frankfurt/M. 1983: 187 ff.

⁶ Louis Althusser prägte den Begriff *Anrufung* (interpellation) in seinem Text: *Ideologie und ideologische Staatsapparate*. Hamburg/Berlin 1977: 140-149. Ich habe in einer Reihe von Texten versucht, diesen Begriff, den Althusser im Zusammenhang mit Ideologien gebrauchte, auf den Bereich der Identität zu übertragen. Vgl. Hakan Gürses: *Wechselspiel der Identitäten. Bemerkungen zum Minderheitenbegriff*. In: *SWS-Rundschau*, Heft 4/1994: 353-368.

⁷ Vgl. Reinhold Henke: *Leben lassen ist nicht genug. Minderheiten in Österreich*. Wien 1988.

⁸ Maurice Aymard: *Die Minderheiten*. In: Fernand Braudel (Hg.): *Europa: Bausteine seiner Geschichte*. Frankfurt/M. 1989: 69-97.

⁹ Friedrich Nietzsche: *Jenseits von Gut und Böse, Achstes Hauptstück, § 244*. Köln 1994: 177.

¹⁰ Vgl. Dilek Çinar / Hakan Gürses / Barbara Herzog-Punzenberger / Karl Reiser / Sabine Strasser: *Konfrontationen. Identitätsprozesse Jugendlicher von unterschiedlicher Herkunft in Wien*. Endbericht des Forschungsprojektes im Auftrag des BMWV. Wien 1999.

¹¹ Vgl. Seyla Benhabib: *Kulturelle Vielfalt und demokratische Gleichheit. Politische Partizipation im Zeitalter der Globalisierung*. Frankfurt/M. 1999: 24.

¹² Ich kann hier diese Thesen aus Platzgründen nicht näher erörtern. An anderer Stelle habe ich sie bereits vorgelegt und erläutert: Vgl. Hakan Gürses: „Ich bin Niemand“. Identität – von Odysseus zu Minderheiten. In: P. Bettelheim u. a. (Hg.): Kunststreiten auf dem Lippizaner der Identität. Beiträge zu Kultur und Mentalität. Klagenfurt u. a. 1998: 35-47 sowie İkinci isim: Kimlik kavramı üzerine düşünceler (Der zweite Name: Gedanken über den Identitätsbegriff). In: Birikim 121/ Mai 1999 Istanbul: 72-84.

¹³ Aus diesem Grund ist das Wort „objektiv“ mit Vorsicht und unter Anführungszeichen zu genießen. Denn die selektive Kodifizierung von Differenzen, die temporäre Reduktion ihrer Vielfalt auf einige wenige Differenzen, stellt bereits eine *Konstruktion* dar.

¹⁴ Gerade deswegen sollte wieder betont werden, daß Identitäten – trotz ihres janusköpfigen Charakters – schließlich als Ganzes *konstruiert* sind.

¹⁵ Ernesto Laclau: Universalismus, Partikularismus und die Frage der Identität. In: Mesotes 3/1994: 287-299.

> Veröffentlicht in: kursiv 7-1/2/2000: 23-31

<http://mailbox.univie.ac.at/hakan.guerses>